

Die Zeitungs Welt

Nr. 45

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Barrikaden.

Eine Erzählung aus der russischen Revolution von M. Arzibaschew. Aus dem Russischen übersetzt von Max Cle.

Während all dieser Tage kam Anisimoff gar nicht zum Schlafen, und doch fühlte er sich gesund und aufgeweckt wie nie zuvor; er schien sogar verjüngt und seine hagere, ungeschickte Gestalt mit der langen, sonst immer so verzagt aussehenden Nase, bewegte sich rasch und munter auf dem Bahnsteige.

Alles war so hinreißend, unerwartet und schön, daß er die ganze Zeit über das Gefühl hatte, als ob er in einer frischen, reinen Welle herumplätscherte, die, Gott weiß woher, gekommen war, und die für immer das ganze alte, öde und trübe Leben hinweggespült hatte.

Auf der sonst so stillen und leeren Station waren jetzt viele Menschen und viel Lärm; die dunklen Massen, die sich unaufhörlich auf dem Bahnsteig hin und her bewegten, glichen einem Ameisenhaufen, und ihr vielstimmiges, lautes Gespräch hing über ihnen in der reinen, kalten Luft des hellen Tages. Vom Osten kamen fortwährend bunte, in Eile aus verschiedenartigen Wagen zusammengepackte Züge und rasten, nach kurzem Aufenthalt weiter in die Ferne, wurden kleiner, — verschmolzen mit dem weißen Nebel der Schneefelder. Jeder Zug wurde von der Menge auf der Station mit einem langen „Hurra“, mit Mützenschwenken begrüßt und weiter begleitet. Die Erregung, die sich der Menschen bemächtigt hatte, weckte in ihren Augen einen schimmernden Glanz und machte sich Luft in Aufschreien voll verhaltener Lust. Jeder bemühte sich so laut wie möglich zu schreien und blickte sich stolz und heiter nach seinem Nachbar um und, selbst wenn die Züge schon in der Ferne verschwunden waren, ertönten noch lange einzelne, erstarbende Rufe.

Auf den Lokomotiven wehten lustig im Winde rote Fahnen und aus allen Wagenfenstern blickten ganz fremde und doch seltsam bekannte Gesichter. Es waren meist junge Leute, die man nie gesehen hatte, aber trotzdem schienen sie allen vertraute Freunde zu sein. Sie winkten auch mit Händen und Mützen und verschwanden alle in einer Richtung; daß ihrer so viele waren, daß diese Züge so rasch aufeinander folgten, der Anblick der Büchsen und Revolver, die in so seltsamem Kontrast zu der sonstigen Kleidung ihrer jugendlichen Träger standen, — alles dies rief in der Seele ein junges, glückliches Gefühl der eigenen Kraft und das Bewußtsein des guten Rechtes hervor.

Anisimoff ließ jeden Zug selbst ein- und abfahren und nicht weit von dem Bahnsteig bei

der Weiche stehend, hielt er unter der roten Mütze seine lange, von der Kälte gerötete Nase den Ankommenden freundlich entgegen. Er betrachtete genau die an ihm vorüberfliegenden, unbekanntem Gesichter und ein großes, neues Glücksgefühl weitete seine Brust.

Noch wußte er selbst nicht, was da kommen würde, aber etwas Seltsames, Freies und Freundliches stand vor seiner Seele und es schien ihm unklar, daß das frühere Leben mit seiner schweren, geisttötenden Arbeit, mit der ewigen Einsamkeit der Seele, mit den Erniedrigungen, mit der steten Not und Sorge nun zu Ende sei. Wenn keine Züge da waren, schlenderte er zwischen den Menschen auf dem Bahnhofe umher, steckte seine Nase bald in die eine, bald in die andere Gruppe aufgeregter streitender Menschen, lächelte und ließ hier und da eine Bemerkung fallen. Alle kannten ihn, nannten ihn „unser lieber Stationsvorsteher“, „Genosse“ und fingen gern und ohne Förmlichkeit eine Unterhaltung mit ihm an, wie mit einem alten, guten Bekannten.

Ab und zu ging Anisimoff in sein Zimmer im Bahnhofsgelände, um ein wenig mit seinen Gedanken allein zu sein. Dann stand er lange mitten im Zimmer, ohne Mütze und Paletot abzulegen, lächelte träumerisch vor sich hin und hatte nur immer den einen Gedanken, der ihm jedesmal wie etwas Neues erschien: „Ach ja! So sollte das Leben immer sein!“ Er vergaß seine Absicht, sich auszuruhen, über all das Unerwartete nachzudenken und ging wieder hinaus in's Freie, wo so hell und klar der Himmel schimmerte, wo der Schnee knisterte und heitere, frohe Menschen schreien, lachen, lärmen, gingen.

Von jedem ankommenden Zuge sprangen zwei, drei Menschen herab, eilten auf Anisimoff zu, teilten ihm Neuigkeiten mit oder stellten an ihn Fragen von besonderer, allgemeiner Bedeutung. Anisimoff war froh, etwas Gutes antworten zu können; er drückte ihnen fest die Hände und sagte, ihnen zuversichtlich und offen in die Augen blickend: „Also vorwärts, Kameraden! . . . Mit Gottes Hilfe!“ Dabei wurde seine lange Nase noch röter und die kleinen Augen naß. Dann winkte er ihnen eilig und lief zur Lokomotive. Der Pfiff ertönte und die Menschen verschwanden wieder in der Ferne, wo alle vereint an etwas Gewaltigem, Erhebendem teilnahmen. Und alle begleiteten die Menge mit langen, donnernden Hurrarufen, von welchen die Erde mächtig zu erdröhnen schien.

Gegen Abend erblickte Anisimoff in einem der Züge ein bekanntes Gesicht. Der dicke Lokomotivführer mit dem stets blaffen Antlitz sprang von der Plattform der Maschine zu ihm herab. Sie reichten sich mit einem festen Druck die Hände; Anisimoff musterte erstaunt das seltsame Aussehen des Lokomotivführers, der mit einer Mütze bewaffnet war und dessen Taschen von den schweren Patronen nach unten gezogen wurden und sagte: „Na, so steht es, Karl Walsowitsch! — Wunderbar! Solch ein gemeinsamer Ausbruch!“ „Ah!“, erwiderte der bleiche Lokomotivführer lächelnd, „was wir da noch erleben werden!“ Er sprach das Russische nicht ganz richtig; diese kleine Eigentümlichkeit, welche Anisimoff sonst amüsierte, rührte ihn heute sonderbar. — „Eben jetzt kommt die Nachricht, daß die Soldaten nicht aus den Kasernen herausgelassen werden, weil man befürchtet, sie könnten zu uns übergehen,“ setzte er hinzu und auf seinem Gesicht erschien unbewußt ein freundlicher Ausdruck. „Ah!“ rief der Lokomotivführer aufgeregt, „das war zu erwarten!“ Er drückte Anisimoff die Hand und eilte zum Zuge, Anisimoff lief neben ihm her, mit der Schulter an die Vorübergehenden stoßend und sagte: „Wäre gern mit Euch gefahren, aber hier klappert es nicht ohne mich!“ „Ich glaube, Ihr wolltet die Familie nicht so allein lassen,“ bemerkte der Lokomotivführer im Dahineilen. — „Ach, was heißt jetzt Familie!“, rief Anisimoff freudig erregt aus, „ich habe Frau und Kinder aufs Land zu dem Schwiegervater geschickt. Die Familie — das hat ja Zeit — was heißt jetzt Familie! Nun Glück auf! . . . Bleibt gesund!“ Anisimoff blieb zurück und blickte lange mit nachdenklichem Lächeln hinter dem Zuge her.

Wie seltsam ist das alles! ging es ihm durch den Kopf. „Noch vor drei Tagen hätte ich es kaum geglaubt! Habe gemeint, das Leben vergeht so weiter: Tag für Tag, einer wie der andere. Nur die Not, die verfluchte, und die Dede! Das graue Gespenst seines langen armseligen Lebens glitt an ihm vorüber und verschwand wieder. Er sah sich um, schüttelte den Kopf und drängte sich durch die Menge, ihren Gesprächen zuhörend.

Der Wartesaal dritter Klasse war voll blauer Rauchwolken. Eine Hitze quirlte darin wie in einem Dampfbad, und die Stimmen summtun unaufhörlich durcheinander. Am Schenktisch stand Alkin, der Bahnwärter, Rauchwolken ausstoßend und tief laut: „Na, was

meint Ihr? Ich sage ja, das Volk, wenn das aufsteht . . . Wenn das so in Bewegung kommt -- dann wird es was geben!" --

In der warmen, hellen Atmosphäre der allgemeinen freudigen Erregung war es lustig und gemächlich. Der blaue Rauch schwebte dicht hin und her; vor den Fenstern wogten dichtgedrängt dunkle Silhouetten; die Stimmen summten und die Ausgangstür war in steter Bewegung, ganze Haufen von Menschen, die aus und ein gingen, durchzulassen.

An demselben Tage, als es schon anfing zu dämmern, kam unter vollem Dampf, mit Dröhnen und Pfeifen, ohne Laternen, wie ein schwarzer Inghätsvogel, eine einsame Lokomotive in der Richtung von Moskau her aus dem dunklen Walde gestürzt. Mit furchtbarem Bremsen, Rischen und Kreischen blieb sie einen Augenblick vor dem Bahnhofsgelände stehen und eine Gestalt, die sich zum Kohlenwagen herausbeugte, brüllte mit verzweifelter, heiserem Schrei: „Genossen! . . . Alles ist verloren! . . . Bologoj*) ist von Soldaten besetzt . . . Errichtet Barrikaden auf den Gleisen . . . der Zug mit den Soldaten kommt!“

Dann setzte sich die Lokomotive wieder in Bewegung, ging schwankend, wie in Nachdenken versunken, über die Weiche und stürmte, Neben von weißem Dampf und Rauch hinter sich lassend, weiter. In die eingetretene Stille ertönte dann noch der verhallende Schrei: „Genossen! Zuerst kommen die Unsrigen! Unser Zug kommt zuerst! Gebt Acht!“

Auf dem Bahnhof entstand ein ängstliches Hin- und Herlaufen. Von allen Seiten her kamen auf das Geschrei hin Menschen angestürzt und drängten sich in furchtbarer Verwirrung mit bleichen Gesichtern um Anisimoff. In der seltsam gespannten Stille wurden einzelne, halblaut, gepresste Stimmen hörbar. Es schien, als ob über die Station etwas Grauensames hinweg geslogen sei. Anisimoff stand noch immer auf dem Fleck, wo ihn das schauerliche Geschrei von der vorbeiraufenden Lokomotive zum Stehen gebracht hatte, mit gespreizten Beinen, und sah sich mit einem merkwürdigen Gefühl um. Das, was er eben gehört hatte und was ihm noch nicht ganz klar war, kam so plötzlich, mit so unerwartetem Schrecken, daß einen Augenblick seine Gedanken hilflos stehen blieben.

„Was ist denn? -- Was ist denn?“ fragte er jetzt gedankenlos die Umstehenden. Aber niemand antwortete ihm, aus all den glänzenden weit aufgerissenen Augen blickte dunkles Entsetzen. Es schien: noch ein Augenblick, noch ein Aufschrei und alles wird in jäher, wilder Bewegung, mit wahnsinnigem Brüllen und Schreien auseinander stürzen. Es war ein furchtbarer, unbegreiflicher Moment. Anisimoff fühlte, wie eine sonderbare Schwäche, ein eigenartliches Frösteln seinen Körper überlief. Plötzlich wurde ein ganz junger, sehr kleiner Student von vielen Händen in die Luft gehoben und, seine Mütze schwenkend, schrie er aus allen Kräften mit hoher, durchdringender Stimme: „Genossen! Das kann ja unmöglich sein. . . . Das ist Herausforderung, Genossen!“

Seine Worte lösten das lähmende Grauen; der schauerliche Augenblick war vorbei. Es wurde auf einmal jedem klar, daß all dies Wirklichkeit sei, eine furchtbare, vielleicht unabänderliche Wirklichkeit. Damit verschwand auch das Blinde, schauerhafte Entsetzen; Mut und Entschlossenheit traten an die Stelle. Drohende, finstere Laute erhoben sich dumpf in der fahlen Dämmerung und trüppweise, in seltsamer Bewegung, zerstreute sich die Menge auf dem Bahnsteige, als ob sie einen irgendwo versteckten Feind aufsuchen wollte. In verschiedenen Stellen wurden einzelne, bald dumpfe, bald durchdringende

Stimmen hörbar, die zu der Menge redeten und aus der anfänglichen Furcht und Verwirrung der allgemeinen Erregung wuchs nach und nach etwas Drohendes -- eine unterdrückte Wut.

Allmählich kam auch Anisimoff zur Besinnung; er nahm die Mütze ab, wuschte sich den Schweiß von der Stirn und sagte zu einem neben ihm stehenden Telegraphisten: „Das bedeutet ja noch gar nichts . . . Es kann doch sein, daß sie trotzdem durchgekommen sind . . . Tun wir, was möglich ist . . . und warten wir ab, was geschieht!“ Der lange, blonde Telegraphist gab etwas zur Antwort, was Anisimoff nicht verstand; das Hin- und Herlaufen hatte von neuem begonnen, schon fing man an, die Barrikaden zu errichten. In verschiedenen Punkten zugleich arbeitenden schweigende, dunkle Gestalten. Aus den Wartesälen wurden die Möbel herausgeschleppt, zwei Männer trugen eilig und Anisimoff anstoßend, einen langen befrorenen Schlagbaum vorbei, irgendwo klorrte das zertrümmerte Glas eines Fensters. Und Anisimoff kam ganz plötzlich der Gedanke, daß eigentlich niemand von all denen wisse, was zu tun nötig sei und daß er diese kopflose, aufgeregte Menge leiten müsse. Er kannte auf seiner Station jeden Pfahl; er erbielt sie in Betrieb; durch ihn allein taten die Angestellten gewissenhaft ihre Schuldigkeit in enger Verbindung mit zahllosen anderen, ebenso kleinen und einsamen Stationen. Darum wußte auch niemand besser, als er, auf welche Weise diese antgehende Maschine augenblicklich in einen Trümmerhaufen zu verwandeln war. Von einem dumpfen Vorngefühlt gegen etwas Unbekanntes erfüllt, lief Anisimoff den Bahnsteig entlang, winkte mit der roten Mütze und, den kleinen Studenten überbrüllend, der aus einem Wagenfenster heraussah: „Kommt hierher, Genossen! Mit den Wagen geht es am besten!“, schrie er: „Nicht so, nicht so, Genossen! Stellt die Wagen quer über's Gleise! Errichtet überall Barrikaden -- laßt nur den Hauptweg frei! Achim -- Achim, gib den Hebel her!“

Er lief vom Bahnsteig entlang, die Schienen überspringend, auf einen langen, grünen Wagen zu, der mit noch vielen anderen auf totem Gleise stand. Von allen Seiten kamen Menschen und liefen willig und gehorham hinter ihm her. Bald wimmelte es von Leuten um die mächtigen, roten, blauen und grünen Wagen; jetzt kamen sie in Bewegung, drehten sich langsam herum und stürzten dann mit dumpfem Getöse, mit Ketten- und Scheibengeklirr herunter. Und bei jedem Fall, der die Erde dumpf erdröhnen machte, rief die Menge „Hurra!“

Ganz erhit, mit wirrem Haar und glänzenden Augen, mit Schweißtropfen auf Stirn und Nase, unaufhörlich mit heiserer Stimme ermutigende Rufe ausstoßend, lief Anisimoff hin und her, sprang über die Gleise und seine rote Mütze tauchte jeden Augenblick an einer anderen Stelle des Bahnhofes auf. Er dachte gar nicht an die kommende Gefahr, an das, was weiter geschehen würde, nachdem diese Barrikaden errichtet waren. In dem gegenwärtigen Augenblick war alles um ihn herum so kraftvoll, hell und lebensstark, und das, was bevorstand, erschien wie ein dichter, undurchdringlicher Nebel.

Während Anisimoff bemüht war, mit dem Hebel einen schweren Schlafwagen auf die Seite zu kippen, versäumte er den Augenblick der Ankunft des Zuges. Als er das „Hurra“ hörte und sich umwandte, sah er die schon zum Stehen gebrachte, schwer fauchende Lokomotive und eine lange Reihe Wagen, aus denen zu beiden Seiten, dichtgedrängt, schwarze, bewaffnete Gestalten sprangen. In diesem Menschengewühl sah Anisimoff zum erstenmal blutige Flecke auf weißen Verbänden. Schauernd, mit seltsamer Neugier blickte er auf dieses Blut und empfand zum erstenmal etwas wie Angst. Ganz plötzlich kam ihm der Gedanke an Frau und Kinder, und er verspürte auf einmal Kälte und Müdigkeit.

„Herr Stationsvorsteher! Genosse!“, rief ein hochgewachsener Mensch. Man muß auch das Hauptgleis versperren! Eine ununterbrochene Barrikade errichten, verstehen Sie? Sonst wird man die Verwundeten über einen umgeschütteten Platz tragen müssen!“

„Wird es denn Verwundete geben?“ ging es unklar durch Anisimoff's Hirn und Sekunden lang verwirrten sich seine Gedanken. Doch gleich darauf antwortete er, sich zusammenraffend: „Ach ja, ja! Gewiß, gewiß! Ja, es ist unbedingt nötig . . . einen Augenblick!“ Er nickte und lief zur Lokomotive. „Was sein soll -- soll eben sein . . . Es ist unvermeidlich . . . Wenn ich getötet werde . . . geht eben nicht anders . . . Opfer müssen gebracht werden. Vielleicht werde ich auch nur verwundet . . . dann bleibe für's ganze Leben das schöne Bewußtsein: Du hast Deine Schuldigkeit getan!“ So denkend, erlangte er sein volles Bewußtsein wieder und sein Körper straffte sich in mutiger Entschlossenheit. Auf der Plattform der Maschine erblickte er den bekannten Lokomotivführer mit dem bleichen Antlitz. „Konnten nicht Moskau erreichen, sagte dieser mit erschreckter, fast ersterbender Stimme. „Was da nur vorgeht! . . . die Soldaten haben unseren Zug beschossen.“

„Schadet nichts, schadet nichts, Vester!“ erwiderte in aufmunterndem Ton Anisimoff. „Mach er hat auch Angst,“ dachte er im Stillen und fühlte sich dadurch erleichtert. „Hören Sie,“ sagte er laut, „jagen Sie Ihre Lokomotive auf die Wagen, wir müssen das Gleise vollständig versperren.“

Und als die mächtige Lokomotive, einem ungeheuren, lebendigen Wesen gleich, mit Dröhnen und Rischen auf die Reihe der Wagen sprang, diese mit furchtbaren Krachen und Klirren zerquetschender; als sie sich auf die Hinterräder stellte, schwankte und dann schwer, in weißen Dampfvolken gehüllt, auf die Seite niederstürzte; als sich auf den beiden Gleisen, die sonst so ordentlich und sauber dalagen, eine hohe rauchende Trümmermasse bildete, da empfand Anisimoff beinahe ein Gefühl des Stolzes.

„Wir wollen leben!“ sagte er laut vor sich hin. „Die werden wohl hier halten müssen!“ „Habt Ihr ein Gewehr?“ fragte ihn der Lokomotivführer. „Nein, ich kann ja keine schießen!“ antwortete Anisimoff mit einem Lächeln. „Ihr sollt kämpfen, für mich wird sich auch schon Arbeit finden.“ „Ja, wir werden kämpfen!“ sagte finster der Lokomotivführer.

„Da! Da! da kommen sie!“ riefen jetzt verschiedene, ängstliche Stimmen, und die Leute, die auf das Dach des Stationsgebäudes und auf den Wassertrahn geklettert waren, um Ausschau zu halten, kamen eilig von dort herunter. „Willkommen!“ sprach düster vor sich hin ein unbekannter Telegraphist neben Anisimoff und ließ das Gewehr auf dem Schnee hinter sich her schleppend, zur Barrikade. Die ganze Menge stürzte nun vorwärts, dann nach den Seiten hin und flutete an den Barrikaden entlang. Rings herum wurde es leer, nur vereinzelte Menschen kamen noch aus dem Bahnhofsgelände eilig an gelaufen.

In dem unklaren Dämmerlicht bewegte sich aus dem Wäldchen heraus still und langsam ein schwarzer, lichtloser Zug. Noch war er entfernt und erschien ganz klein, aber sein Aussehen war unheimlich und grauenhaft, als ob ein lauerndes Ungeheuer tastend herangekrochen käme.

„Das sind sie,“ sagte der Lokomotivführer, sich hinter einem Haufen Kohlen und Holz zusammenkauern.

Eine sonderbare Neugier bemächtigte sich Anisimoff's. Mit einem unsicheren Lächeln, für das er selbst keinen Grund wußte, kletterte er mühsam auf die schlüpfrige Seitenwand eines umgekippten Wagens und spähte, sich an den kalten Metallgriffen haltend, ins Feld hinaus.

*) Der Name einer Station.

Dampfkessel.

Von Karl Hermann.

(Schluß.)

Für höhere Leistungen wählt man die Zweiflammrohrkessel, die zwei gesonderte Röhre und Feuerungen enthalten. Diese Art wird heute oft in größeren Betrieben verwandt, weil sie, wie wir weiter unten sehen werden, gewisse Vorzüge besitzt. Betrachten wir die moderne Einmuerung eines solchen, so erkennen wir einen Unterschied gegenüber der des einfachen Cornwallekessels, dessen beide Längskanäle nur die unteren Seiten des Mantels in einer bestimmten Höhe umgeben. Der überall markierte niedrigste Wasserstand im Kessel muß noch 100 Millimeter über die oberste Kante der Längskanäle reichen. Der freie Raum, in dem sich der Dampf über dem Wasser sammelt, befindet sich somit außerhalb des Bereichs der Heizgase. Er ist unten von einer Wanne, der Decke der Kanäle, begrenzt, auf die klare Asche geschüttelt, auf welche oben wieder eine leichte Ziegelreihe ausgebreitet ist. Diese Anordnung hat den Zweck, die besonders noch im ersten Zug stark erhitzten Feuerungsgase nicht auf Mantelstellen wirken zu lassen, an die inwendig kein Wasser spült. Im zweiten Kanal ist dies indes wegen der niedrigeren Temperatur weniger gefährlich. Aus diesem Grunde hat man in den letzten Jahren jener Einmuerungsmethode für Zweiflammrohrkessel den Vorzug gegeben, nach der die schon teilweise abgekühlten Rauchgase in einem Kanal oberhalb des Dampfraums nach dem Schornstein ziehen. Sie kommen aus den Flammröhren erst in einen Längskanal, der den ganzen unteren und den Seitenraum unter dem Kessel einnimmt. An der Vorderwand geht er in den erwähnten oberen Zug über.

Die seitliche Lage der Feuerung im Cornwallekessel hat außer der Beschleunigung des Kochens noch einen anderen Zweck, nämlich die Zirkulation des Wassers. Genau so, wie erwärmte Luft nach oben steigt, drängen sich auch innerhalb einer Wassermasse wärmere Strömungen nach oben und kältere an ihren Platz nach unten; es findet also bei Vorrichtungen dieser Art im Wasser ein fortwährendes Auf- und Niederrollen statt, durch die die Erwärmung über die Wassermenge verteilt wird. Um diesen Effekt zu verstärken, hat man z. B. bei Zweiflammrohrkesseln in die Röhre kleine Quersieder- oder Gallowayröhren eingesetzt, die den Weg der Flammen in schräger Richtung kreuzen. Das in den Siedern schnell erhitzte Wasser quillt oben heraus, an seine Stelle tritt kühleres von unten usw.

In jener Zeit, als man sich um die Lösung des Lokomotivproblems bemühte, entstand eine neue Konstruktion; ein Walzenkessel erhielt nicht ein einziges großes, sondern viele kleine Röhre, durch die die Heizgase von vorn nach der Hinterseite eilten. Es ist noch heute der fast ausschließlich angewandte Dampferzeuger für Lokomotiven und Lokomobile. Der Wasserinhalt wird in höchstem Maße in geringe Schichten zerteilt, gleichzeitig bietet die Anzahl der Röhre auf möglichem Raum eine große Heizfläche. Als ortsfeste Kessel finden wir diese Art bei den stationären Lokomobilen. An die Stirnseite des Kessels schließt sich nach innen ein Kasten an: die Feuerbüchse, in deren unteren Teil der Kofst plaziert und von deren Hinterwand die engen Heizröhre nach der gegenüberliegenden Seite des Kessels führen, wo sie in einem Ansatz, der Rauchkammer, endigen. Sie ruhen, wie auch die höchste Fläche der Feuerbüchse, ein Stück unter dem tiefsten Wasserspiegel. Eine Verbesserung ist es, bei großen stationären Lokomobilen die sonst in der erwähnten einfachen Richtung strömenden Heizgase nochmals nach dem Verlassen der Röhre außen um den Mantel zu treiben, wie beim

Cornwallekessel. Für stationäre Anlagen macht man aber noch in anderer Weise von Heizröhren Gebrauch, und zwar, indem man Flamm- und Heizrohrkessel kombiniert; beide können dann sowohl über- als auch hintereinander stehen. Wir kämen da zu den Doppel- und Wiederbockkesseln. Bei der letztgenannten Bauart münden die Flammröhre des vorderen in eine ovale Feuerbüchse des hinteren, die das Bindeglied zwischen beiden darstellt. Die Heizgase der Flammrohrfeuerung passieren beide Teile und den Mantel, ebenso bildet das Ganze ein einziges Kesselaggregat mit gemeinsamem Wasserinhalt. Zwei Schnitte durch einen Doppelkessel erblicken wir auf unserer Abbildung. Ueber die vielen Typen von diesem und ähnlichem Prinzip, wie die Dupuischen, gehen wir zu der ebenfalls sehr modernen Gruppe der Wasserrohrkessel über.

Denken wir uns die am Anfang genannten Mouilleurkessel mit engen, aber zahlreichen Siederöhren ausgerüstet, so ergibt sich eine Situation, die man im gewissen Sinne mit der Verwendung von Heizröhren vergleichen kann, nur sind die Funktionen umgekehrt. In den Röhren ist das Wasser, von außen schlägt das Feuer um sie. Auch hier treffen wir eine große Heizfläche auf kleinem Raum, dazu geringe Wasserschichten. Diese Art ist nicht etwa jünger als die anderen; daß sie sich hauptsächlich gegenwärtig verbreiten, hat seine Gründe in gewissen Vervollkommnungen. Es existieren heute mehrere Konstruktionen auch innerhalb dieser Gruppe, alle zeigen aber den gemeinsamen Aufbau aus Oberkessel und Wasserrohren, die aus der wagerechten Lage vorn emporgehoben und so in dem Raum unter dem Oberkessel angeordnet sind. In den meisten, wie denen von Babcock Wilcox, Müllner und anderen, geschieht die Verbindung der Röhre mit dem Oberkessel durch eine vordere und hintere Wasserkammer. Darunter versteht man große, taschenförmige, enge Behälter, die oben schmaler werden und dort vermittelt besonderer Vorrichtungen am Oberkessel befestigt sind. Zwischen den nach innen einander zugekehrten Wänden ziehen sich dann die Wasserrohre hin. Die vordere, etwas erhöhte Wasserkammer ruht auf dem Gemäuer, das die Feuerung umspannt. Die Hitze gelangt daher zuerst an diesen Teil der Röhre, man weiß ihr dann in mehreren Wogenzügen einen längeren Weg um den Rest der Röhre an und endlich vor dem Fuchs, um die Gegend der hinteren Wasserkammer. Der schrägen Lage der Röhre ist es zu verdanken, daß das Wasser vorn infolge der intensiven Erwärmung emporsteigt, nach der hinteren Wasserkammer wieder abfällt, somit als Stromlauf durch das Ganze zirkuliert. Da sich der Siedeprozess fast ausschließlich in den Röhren vollzieht, so wird der aus der vorderen Wasserkammer aufsteigende Strom besonders dampfbildend sein. Den Aufbau eines Wasserrohrkessels läßt eines unserer Bilder erkennen. Eigenartig ist der dieser Klasse angehörende Dürckessel beschaffen, der nur eine Wasserkammer auf der Feuerseite, aber in der Regel zwei Oberkessel besitzt. Die Wasserzirkulation wird durch geschickte Anordnung der Röhre erzielt.

Eine in den letzten Jahren häufig benutzte Verbesserung betrifft alle Kesselarten: die Ueberhitzung des Dampfes. Sie hat in erster Linie den Zweck, die Umwandlung der Wärme in mechanische Energie in der Dampfmaschine zu heben, gleichzeitig wird damit der Dampf „getrocknet“. Ein Wasserrohrkessel hat eine beträchtliche Heizfläche, aber Oberkessel und Röhre vermögen nur wenig Wasser zu fassen. Dadurch werden die Siedevorgänge sehr stark beschleunigt und so kommt es, daß der aus der vorderen Kammer hervorquellende Dampfstrom feine, unverdampfte Wasserteilchen in der Eile mitreißt. Aus dieser Ursache flattet man die

Wasserrohrkessel wohl durchgängig mit einem Ueberhitzer aus, einem System von Schlangenrohren, die der „nasse“ Dampf passiert, nachdem man ihn vom Dampfdom oder mit Hilfe eines wagerecht im Dampfraum hängenden durchlocherten Rohres direkt aus dem Oberkessel entnommen hat. Die Bezeichnung als Ueberhitzer deutet schon an, daß der Dampf über seine ursprüngliche Temperatur hinaus, z. B. auf 300 bis 500 Grad, erwärmt wird, wobei eben das mitgeriffene Wasser vollends verdampft. Auch diese Arbeit leisten die Heizgase des Kesselfeuers, die die Ueberhitzerschlangen außen treffen. Man bringt diese darum hinter einem Flammrohr- oder in dem oberen Winkel eines Wasserrohrkessels an.

Wir haben bei der Betrachtung der verschiedenen Kesselarten gesehen, wie man durch die Umleitung der Feuerungsgase deren Wärme so gut wie es geht dem Innern mitteilt. Vollständig läßt sich dies indes nicht durchführen, weil zuerst die großen Stickstoffmengen der Verbrennungsluft unnütz erwärmt werden müssen, zweitens strahlt auch eine sehr sorgfältige Umhüllung Wärme aus, drittens ist zur Erregung des notwendigen Schornsteinluftzuges eine hohe Temperatur der abziehenden Rauchgase notwendig. Die Wirtschaftlichkeit des Kessels wird aber auch bedingt von der Qualität des betreffenden Brennstoffes und dessen guter Verbrennung. Dies soll nach Möglichkeit schon durch die Anlage und Beschaffenheit des Rohres erzielt werden. Die Wege, die man dann einschlägt, sind verschiedenartig, es sei hier nur beispielsweise an die Treppenrost-Feuerung erinnert. Sie bildet eine schiefe Ebene, auf der das Brennmaterial, oben mittelst eines außerhalb befindlichen großen Trichters aufgeschüttelt, nach unten gleitet; die einzelnen Roststäbe sind horizontal treppenartig übereinander geschichtet. Mit dieser Einrichtung lassen sich erdige Braunkohlen, Sägespäne usw. gut verheizen. Denselben Zweck, eine gründliche Verbrennung zu erreichen, haben die automatischen Feuerungen, die auch, besonders in großen Anlagen, die sonst manuell verrichtete Arbeit des Aufschüttens übernehmen. Von den einzelnen Apparaten wollen wir nur den Kettenrost herausgreifen, der seinem Wesen nach am besten den Verhältnissen der Wasserrohrkessel entspricht. Der Grundgedanke ist dabei, den Rost dauernd von Asche und Schlacke reinzuhalten, damit sie nicht den Weg der Luft versperrt. Naturgemäß besorgt dies der Rost selbst am besten, wenn er die Rückstände direkt nach der Verbrennung absondert. Man hat ihm deshalb die Form einer biegsamen Fläche verliehen, die endlos über zwei wagerechte, walzenartige Zusammenstellungen von Zahnrädern geschlungen ist. Ganz kurze Roststäbe sind auf feste Querstrangen kettenähnlich aufgereiht, die Räder werden von der Transmission langsam gedreht. So wandert die obere Rostfläche, auf die vorn die Kohlen fallen, beständig allmählich nach hinten, kippt dort über dem Räderwerk um, wirft die mittlerweile verbrannte Kohle ab und kehrt unten nach vorn zurück.

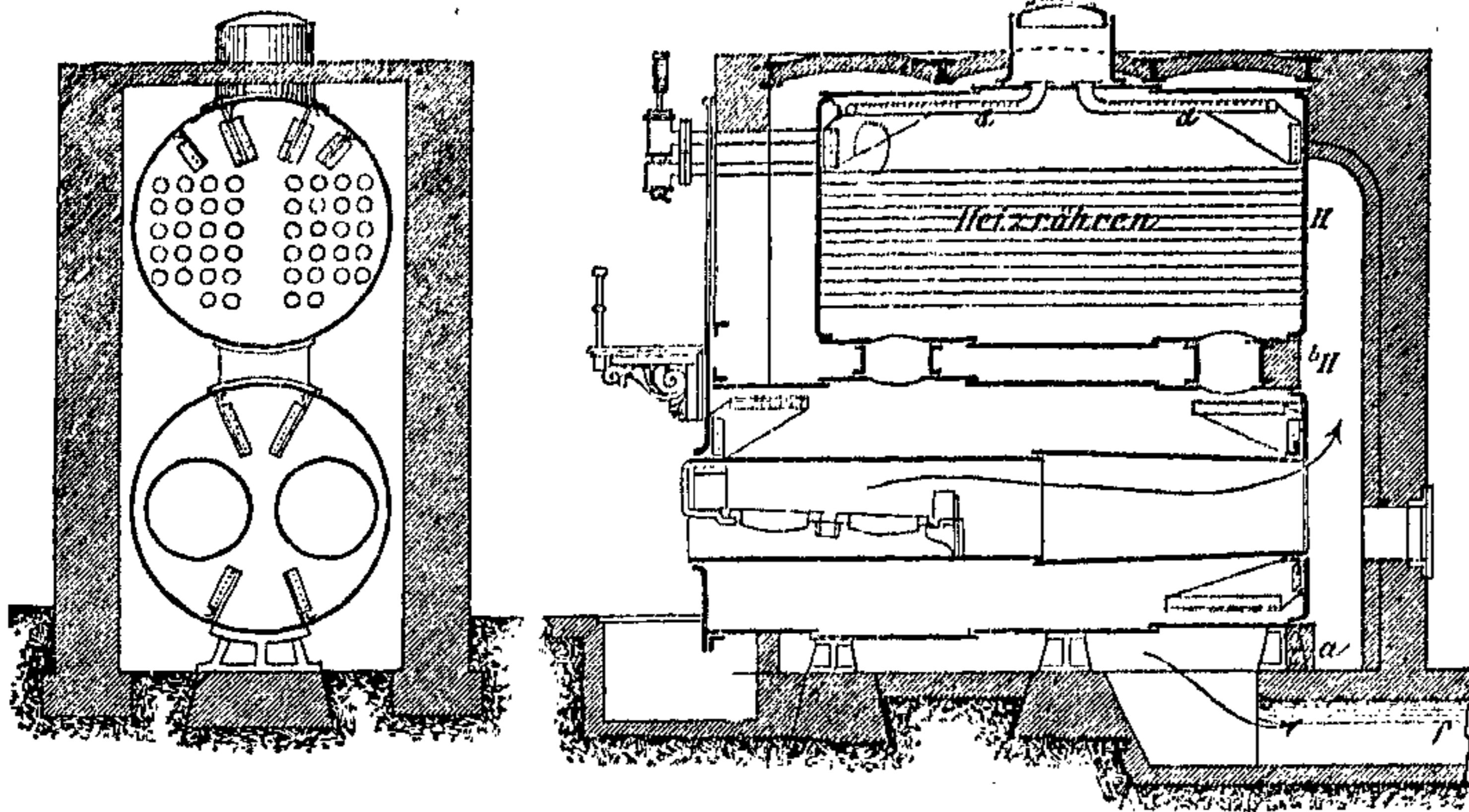
In einem gewissen Zusammenhang mit der Wirtschaftlichkeit des Kessels steht auch die Dampfspannung. Kochen wir Wasser in einem offenen Gefäß, so zeigt ein eingetauchtes Thermometer stets 100 Grad Celsius. In einem geschlossenen aber sammeln sich die Dämpfe; sie geraten unter Druck, da sie bestrebt sind, sich auszudehnen. Bekanntlich mißt man den Druck nach Atmosphären, d. h. man wählt als Einheit den Druck, der mit einer Schwere von 1 Kilogramm auf jedem Quadratzentimeter der Innenfläche der Gefäßwandung lastet. Je mehr sich nun Dampf in dem Behälter vereinigt, je höher also der Druck wird, umso mehr nimmt auch die Temperatur zu, so daß eine gewisse Temperatur stets einem bestimmten Dampfdruck entspricht, oder,

Die Kosaken als Freiheitskämpfer.

Von H. Conrady.

Die Kosaken als Freiheitskämpfer tätig zu sehen, hat die Welt im bisherigen Verlaufe der russischen Revolution keine Gelegenheit gehabt. Im Gegenteil gelten die Kosaken für die zuverlässigsten und brutalsten Söldner der absolutistischen Bande in ihrem Kampf gegen die Freiheit. Väterchen hat ihnen dieserhalb zu Ende des vorigen Jahres in einem besonderen Tagesbefehl Allerhöchst seinen Dank ausgesprochen. Entgegenstehende Taten der Kosaken waren wenigstens bis zur Zeit der Dumaauflösung im großen und ganzen nicht zu verzeichnen. Es wäre verwegen, eine Wendung der freiheitsfeindlichen Haltung der Kosaken mit Bestimmtheit vorauszusagen zu wollen; wie sie sich im weiteren Verlauf der russischen Revolution verhalten werden, muß dahingestellt bleiben. Indes fehlt es nicht an Anzeichen, die den Schluß nahelegen, daß die Kosaken anfangen, es müde zu werden, sich als Nothelfer der regierenden Sippschaft mißbrauchen zu lassen. Charakteristisch ist z. B. die Tatsache, daß gleichzeitig mit der Dumaauflösung der Kriegszustand über das Gebiet der Donschen Kosaken verhängt wurde. Bemerkenswert war auch die Kosakendebatte der Duma im Monat Juni. Da ließen sich zwar ein paar Abgeordnete der Donschen Kosaken im revolutionsfeindlichen Sinne vernehmen. Andere Kosakendeputierte aber nahmen demgegenüber eine durchaus freiheitliche Haltung ein. Im Laufe dieser Debatten wurde auch von verschiedenen Rednern auf die ehemalige Freiheitsliebe der Kosaken hingewiesen. Damit nun hat es ganz zweifellos seine Richtigkeit. Es ist geschichtliche Tatsache, daß bei den größten Volkserhebungen der ferneren russischen Vergangenheit die Kosaken an der Spitze gestanden haben: in ihrer früheren Geschichte erscheinen die Kosaken als Freiheitskämpfer.

Die Kosakenheere rekrutierten sich überhaupt von Anbeginn hauptsächlich aus Männern, die aus Freiheitsliebe der geknechteten Heimat den Rücken kehrten. Der erste Keim des Kosakentums mag wohl ein anderer gewesen sein. Es bestehen freilich über seinen ersten Anfang beträchtliche Meinungsverschiedenheiten infolge der Dürftigkeit der verfügbaren Quellen. Soviel scheint einigermaßen sicher, daß es am Dnjepr schon im 14. Jahrhundert Kriegerscharen gegeben hat, die Kosaken genannt wurden. Das war zur Zeit der „tatarischen“, der Tatarenherrschaft über Rußland. Man glaubt, daß die ersten Kosakenscharen sich aus entlassenen tscherkessischen Söldnern der Tataren und aus entlassenen Gefolgsleuten russischer Fürsten zusammengesetzt haben, die sich auf den menschenleeren Steppen zwischen den Gebieten der Tataren und der Russen festsetzten und von hier aus Raubzüge, hauptsächlich gegen die Tataren, unternahmen. Auch eine tatarische Beimischung wird bei diesen ersten Kosaken angenommen, und ihre Kampfweise war ganz tatarisch. Wie es sich nun auch mit der ursprünglichen Entstehung der ersten Kosakenscharen verhalten mag, von Bedeutung wurden die Kosaken erst, als sie im späteren Mittelalter und zu Anfang der Neuzeit massenhaften Zuzug von Rußland erhielten, der die übrigen Bestandteile bald so überwog, daß aus bloßen Räuberbanden ein ganzes Volk von höchst eigentümlichem, aber ausgeprägt russischem Wesen wurde. Dieser Zuzug bestand durchweg aus Leuten, die durch Ausbeutung und Bedrückung zur Verzweiflung getrieben worden waren, die den Druck der Abgaben und der Leibeigenschaft, der Beamtenwillkür und Adelsstranerei unerträglich gefunden hatten und in den Kosakslagern die Freiheit suchten. Politische Freiheit und ökonomische Gleichheit, eine militärische Demokratie und ein

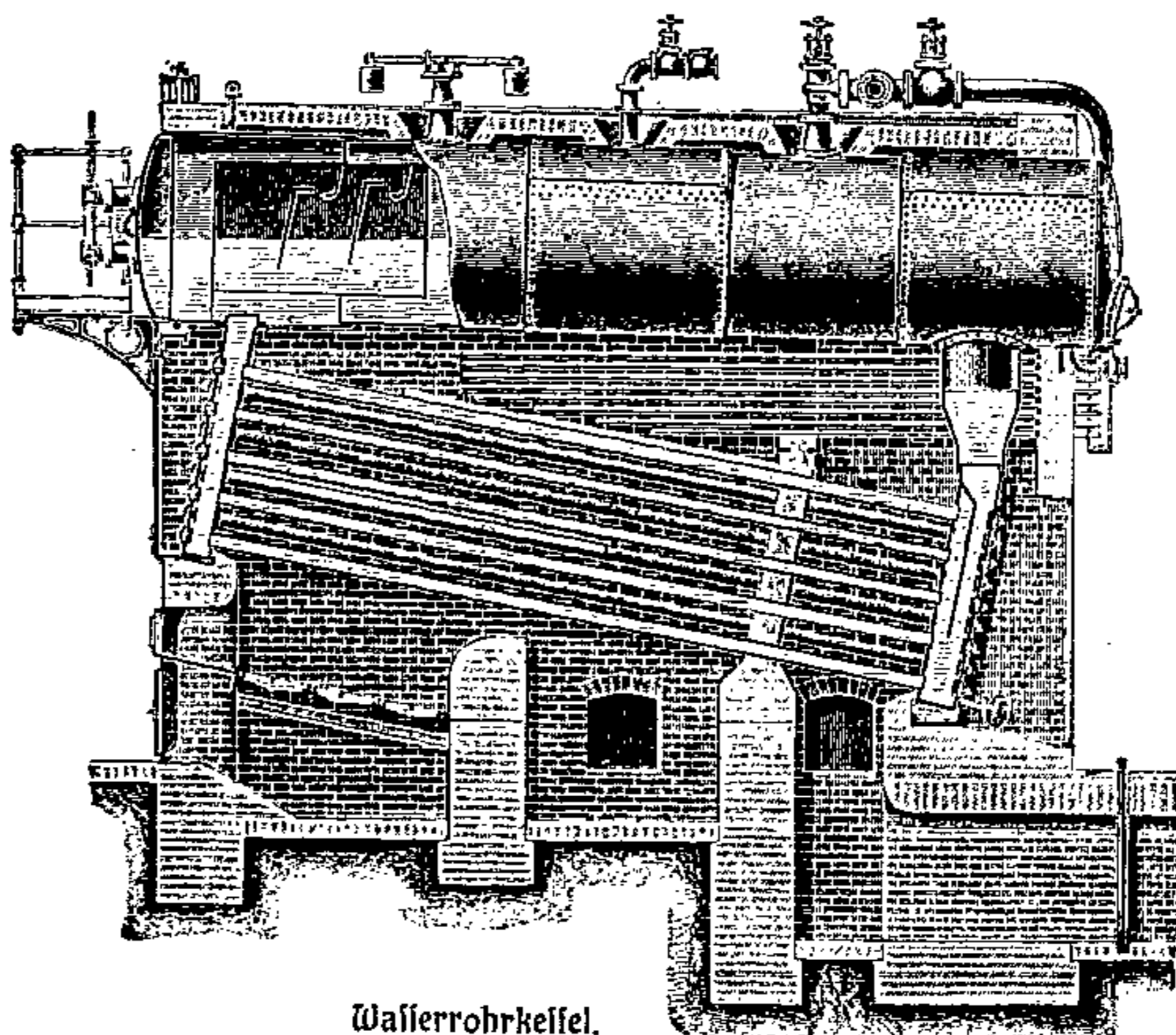


Doppelkessel.

wie man auch sagen kann: Wasser mit höherer als gewöhnlicher Kochtemperatur erzeugt stets einen bestimmten Dampfdruck in einem geschlossenen Gefäß. Siedet es mit 120 Grad, entwickelt es eine Atmosphäre, mit 152 Grad vier, mit 175 Grad schon acht und mit 198½ vierzehn Atmosphären. Erhitzen wir das Wasser in einem Dampfkessel demnach auf 152 Grad, so zeigt das Manometer 4 Atmosphären, treiben wir es einige Grade höher, auf 175 Grad, so erhalten wir bereits das Doppelte. Da nun eine Dampfmaschine weniger Dampf verbraucht, wenn dieser unter hohem Druck zugeleitet wird, arbeitet man heute gern mit einer Dampfspannung von 8 bis 12 Atmosphären im Kessel, weil die geringe Mehrerhitzung durch den reduzierten Dampfverbrauch reichlich wettgemacht wird. Es ist natürlich wichtig, dem Kessel die notwendige Widerstandskraft zu geben, da, wie eben erwähnt wurde, beispielsweise bei 10 Atmosphären Betriebsspannung ein jeder Quadratcentimeter des Kesselmantels zehn Kilogramm Belastung auszuhalten hat. Von diesem ungeheuren Druck kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß eine Fläche von 1 Quadratdezimeter dann schon 20 Zentner tragen muß. Diesen Umstand berücksichtigt man von vornherein bei der Fabrikation der Eisenplatten, man kennt heute spezielle technische Methoden, um sie von genügender Festigkeit herzustellen. Weiter rüstet man den Flammrohrkessel mit starken Winkelstücken aus, die Stirn- und Rückwand innen stützen, oder auch mit durchgehenden Eisenstäben, die beide Wände miteinander verankern. Bei der Frage der Dampfentnahme geht die Technik von dem Grundsatz aus, daß die Dampferzeugung um so größer ist, je mehr Quadratmeter Heizfläche vorhanden sind. Ein Flammrohrkessel bietet uns nun trotz seines erheblichen Volumens keine beträchtliche Heizfläche; man muß, wenn es sich um große Leistungen handelt, mehrere aufstellen. Damit nehmen wir aber einen großen Platz in Anspruch und dies können wir nur bei günstigen örtlichen Verhältnissen. Hier springt der Wasserrohrkessel helfend ein, der als einzelnes Aggregat weniger Raum erfordert, aber vielmal mehr Heizfläche besitzt. Wir können damit ohne große Raumanspruchnahme eine kolossale Dampferzeugung be-

werkstelligen und genießen außerdem den Vorteil, die ganze Anlage nötigenfalls unter bewohnten Räumen unterbringen zu können, da der Wasserrohrkessel aus technischen Gründen als weniger explosionsgefährlich gilt als der andere. Seine Verwendung ist aber an die Bedingung geknüpft, daß die Dampfentnahme eine gewisse stete Regelmäßigkeit aufweist. In dem verhältnismäßig kleinen Oberkessel ist eben wenig Wasser enthalten; weil sich nun aber der Dampf nur aus diesem bilden kann, muß für einen etwaigen plötzlichen Mehrverbrauch an Dampf stets eine gewisse größere Wasserreserve vorhanden sein. Je größer der Kesselinhalt, je größer die Wassermenge, um so besser ist der Kessel in der Lage, Schwankungen im Dampfverbrauch auszugleichen. Dies trifft auf den Wasserrohrkessel weniger zu, wohl aber auf den Flammrohrkessel, der gerade wegen seines erheblichen Volumens eine große Wasserreserve birgt.

Unterliegt der Dampfverbrauch großen Schwankungen, so eignet sich dieser Kessel besser. Kann man aber wegen der Explosionsicherheit und wegen des Platzes nicht auf die Verwendung des Wasserrohrkessels verzichten, so sucht man ihm durch Vergrößerung des Oberkessels eine genügende Wasserreserve zu geben. Ueberblicken wir am Schluß das Gesagte, so sehen wir, daß die Technik die gestellten Aufgaben nicht durch Schaffung eines für alle Situationen passenden Apparates erfüllt, sondern dadurch, daß sie für die jeweiligen Umstände das Zweckmäßigste auswählt. —



Wasserrohrkessel.



Max Stern: Abschied der Deringssfischer.

agrarischer Kommunismus wurden die Grundlage der kosakischen Gemeinwesen. Heute findet man Kosakenheere am Don, an der Wolga, am Ural, am Kaukasus und in Sibirien: von den Donschen Kosaken sind die übrigen genannten ausgegangen. Außerdem aber gab es zur Blütezeit des Kosakentums die heute nicht mehr vorhandenen Kosaken am Dnjepr, deren ältesten Teil die Saporoger bildeten.

Die Saporoger hießen so nach ihren Wohnsitzen bei den „porogi“, den Wasserfällen oder Stromschnellen des Dnjepr. Diese Stromschnellen, dreizehn an der Zahl, befinden sich unterhalb der großen Strombiegung, die beim heutigen Zefaterinoslaw beginnt. Das Flußbett durchziehende Felsbänke rufen die Schnellen hervor, die bei einem Fall von 6—8 Fuß und den zahlreichen Blöden im Wasser ein gefährliches Hindernis für die Schifffahrt darstellten. Im 16. und 17. Jahrhundert wagten wohl bloß die Kosaken auf ihren Einbäumen die Stromschnellen zu durchschiffen, die eine natürliche Befestigung für ihre Zufluchtsstätte und Hauptansiedelung, den Sjettsch auf der Dnjeprinsel Chortika, bildeten. Außerdem war der Sjettsch durch Pfahlwerke verschanzt. Er diente neben zahlreichen gemeinen Kosaken den obersten Führern der Saporoger, insbesondere dem Ataman (Hetman) oder Hauptmann mit seinem Rat von Starschinen oder Ältesten zum Aufenthalt. Die Ämter wurden alle aus der Mitte der Gemeinen und durch die Gemeinen auf dem Wege der Wahl besetzt. Alljährlich kamen zu Neujahr von allen Seiten die Kosaken der übrigen Saporogeransiedlungen nach dem Sjettsch, um die Neuwahlen vorzunehmen. Manchmal fanden auch im Laufe des Jahres außerordentliche Wahlversammlungen statt, wenn etwa der Ataman sich nicht bewährt oder sonstwie unbeliebt gemacht hatte. Durch das Vertrauen der Kosaken auf diesen Posten gestellt zu werden, war das höchste, was der Saporoger erreichen konnte. Eins ihrer Sprüchmörter lautete: „Salt aus, Kosak, Du wirst noch Ataman!“ Die Auszeichnung war aber nicht dauernd; nach Ablauf der Amtszeit war der bisherige Ataman wieder gemeiner Kosak. Und so war es mit allen Ämtern, auch in den einzelnen Niederlassungen. Von irgendwelchem Vorrecht war keine Rede; es ging alles rein demokratisch zu. Demokratisch und kommunistisch. Der einzelne Kosak hatte weiter kein persönliches Eigentum, als seine Waffen und sein Pferd. Alles andere gehörte der Gemeinschaft. In der Regel bewohnten 40—60 Kosaken ein Haus und wirtschafteten gemeinsam; auch die Mahlzeiten waren gemeinschaftlich. Ursprünglich war die Unbeweihrteit bei den Saporogern Regel. Bei stärkerem Zuzug von außen entstanden aber allmählich auch förmliche Dörfer von verheirateten Kosaken, die indes nicht das gleiche Ansehen genossen wie die Hagestolzen. Insbesondere gab es im Sjettsch immer bloß Junggesellen. Neben den verheirateten Kosaken gab es schließlich auch noch Bauern, die überhaupt nicht dem Kosakenbund angehörten und also gar nicht gleichberechtigt waren, aber auch nicht leibeigen, wie in Rußland und Polen. Die verheirateten Kosaken und die bloßen Bauern im Saporogergebiet trieben auch Ackerbau. Sonst gaben die Kosaken sich nur mit Viehzucht, der Fischerei und der Jagd ab. Außerdem bildeten nun allemal ihre regelmäßigen Raubzüge eine wichtige Quelle des Lebensunterhaltes. In erster Linie hatten es die Saporoger auf ihre Erbfeinde, die „Ungläubigen“, Tataren und Türken am Schwarzen Meer abgesehen. Es kam ihnen aber auch manchmal nicht darauf an, auf russischem und polnischem Gebiet Beute zu machen. Entweder durchzogen sie zu Pferde die Steppen, oder, mit Borliebe, fuhren sie auf ihren Einbäumen den Dnjepr hinunter, um Fluß- und Seeraub zu betreiben. Ihre kühnen Streifzüge dehnten sich bis nach den Küsten von

Kleinastien aus. Trapezunt und Sinope sind von ihnen gebrandschatzt worden. Sie wurden den Türken so beschwerlich, daß diese, um ihnen den Weg ins Schwarze Meer zu sperren, die Festungen Ottschakow und Kertsch an der Dnjeprmündung anlegten und eine Kette über den Fluß spannten. Es half aber nicht viel. Die Saporoger wagten sich bis in die Nähe von Konstantinopel. Dem Sultan Amurath II. wird das Wort zugeschrieben, der Haß und die Wut der christlichen Völker störten ihn nicht in seiner Ruhe, wohl aber bereiteten ihm die Kosaken manche schlaflose Nacht.

Als den „Auswurf der Polen“ bezeichnet sie der Sultan dabei. Das paßt nun nicht auf die Saporoger. Die Saporoger hatten mit Polen nichts zu schaffen. Aber die Saporoger waren zu Amuraths Zeiten nicht die einzigen Vertreter des Kosakentums am Dnjepr. Getrennt von ihnen und zahlreicher als sie, aber von ihnen ausgegangen, gab es im 16. Jahrhundert weiter oben die Kosaken der Ukraine oder Kleinrußlands. Dieser Teil der Dnjeprkosaken nun, und das erklärt den Ausspruch Amuraths, war wie mit den Saporogern, so auch mit Polen verbündet. Sie wohnten auf polnischem Gebiet auf dem Boden des ehemaligen russischen Großfürstentums Kiew. Dies war zur Zeit der Mongolenstürme total verwüstet und entvölkert worden. Später hatten es die Könige von Polen und Litauen erobert, das Land an Adlige verschenkt. Es war den Nominaleigentümern aber zu wenig nützlich, sondern blieb eine unsichere, wüste „Ukraine“ oder Grenzgegend, nach der Türkei und Tatarei zu, bis sich während des 16. Jahrhunderts in steigendem Maße Ansiedler aus Rußland in der Ukraine niederließen, so daß sie schließlich auch Kleinrußland genannt wurde. Es waren durchweg Flüchtlinge, die die Freiheit suchten. Zum Teil waren sie nach Art der Saporoger unter gewählten Hetmans als Kosaken organisiert, zum Teil waren es auch bloß Bauern, und ein Bindeglied zwischen beiden Elementen stellten die zahlreichen Kosaken dar, die, im vorgerückten Alter des Abenteuererlebens ihrer jüngeren Jahre müde geworden, sich in den Ruhestand zurückgezogen hatten und hinfert bloß noch als Bauern lebten, ohne aber darum aus dem Kosakenbund gänzlich auszuschneiden. Die herrschenden Gewalten Polens sahen die Bildung von kosakischen Gemeinwesen auf dem Grenzgebiet von Anbeginn nicht ungern, denn die Kosaken stellten einen guten Grenzschutz gegen die Einfälle der Türken und Tataren dar. Es entstand allmählich ein näheres Verhältnis und häufiges Zusammenwirken zwischen beiden Teilen, das im späteren Verlauf des 16. Jahrhunderts unter König Stephan Bathori auf die Dauer vertragsmäßig festgelegt wurde. Die Kosaken der Ukraine traten dadurch als „milites praesidiarii“, als Grenzschutzsoldaten, in den Dienst der Republik Polen. Dafür ward ihnen ihr Landbesitz und ihre persönliche und korporative Freiheit garantiert und jedem Kosake jährlich ein Dukat und ein Pelz zugesagt. Der Abschluß lag die Annahme zu grunde, daß sechs „polks“, Kosakenregimenter, jedes zu tausend Mann, bestehen sollten. 6000 Mann waren also „registriert“, wurden auf den Präsenzlisten der polnischen Regierung geführt. Tatsächlich belief sich die Zahl der Kosaken, der unter den Waffen stehenden, und der in den Ruhestand getretenen, schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts viel höher, auf 40 000 Mann und mehr. Dazu kamen dann noch die zahlreichen kleinrussischen Bauern, die nicht zum Kosakenbund gehörten, aber mit den Kosaken ein gemeinsames Interesse hatten: gegen die polnischen Adligen, die in der Ukraine ihre Herrensitze hatten. Diese edlen „Pans“ besannen sich, als die russischen Einwanderer die Ukraine urbar gemacht hatten, auf ihre nominellen Rechte auf den Boden und strebten danach, die freien Ansiedler zu

ihren rechtlosen Leibeigenen zu machen, zu unterdrücken und auszubeuten. In diesem Bestreben unterstützte sie die Masse des polnischen Adels, dem die Existenz der demokratischen Gemeinwesen in der Ukraine für die eigenen Vorrechte gefährlich zu erscheinen begannen. So arbeitete die Aristokratie auf den Reichstagen darauf hin, über die Rechte der Kosaken zur Tagesordnung überzugehen. Als Handhabe dienten einmündige kosakische Raubzüge, bei denen polnische Untertanen in Mitleidenschaft gezogen worden waren, vor allem aber die Ueberschreitung der Präsenzliste: nur den 6000 registrierten Kosaken war die Freiheit vertragsmäßig garantiert.

Von den Angriffen der polnischen Pans auf die Stellung der ukrainischen Kosaken war also der wichtigste der, daß sie bestrebt waren, die Kopfzahl der militärischen Bevölkerung zu beschränken: Die polnische Regierung erkannte schließlich nur die 6000 Mann als Kosaken an, die im Register standen; alle übrigen sollten in die Leibeigenschaft zurückkehren. Da die Kosaken nun durchaus nicht gewillt waren, für die polnischen Junker zu fronden, so dachten sie nicht im Traume daran, dem polnischen Machtsspruch zu gehorchen, sondern blieben alle unter den Waffen und hielten mit der übrigen Bevölkerung Kleinrußlands gegen die Pans zusammen. Von Dorf zu Dorf eilten die Kosaken, blinde Sänger, und begeisterten das Volk zum Kampf gegen die adligen Zwingerherren. Sie sangen das Lied von der Gerechtigkeit: „Es ist keine Gerechtigkeit mehr in der Welt. Gerechtigkeit ist nicht mehr zu finden. Jetzt steht die Gerechtigkeit unter den Gesetzen der Ungerechtigkeit. Heute ist die Gerechtigkeit von den großen Herren in Fesseln geschlagen; die Ungerechtigkeit sitzt gemächlich mit den Pans im Ehrensaal. Heute liegt die Gerechtigkeit draußen an der Schwelle. Die Ungerechtigkeit thront mit den Pans, und man schenkt ihr Meth in den Becher. O Gerechtigkeit, unser Mütterchen mit dem Adlerfittigen, wo bist Du zu finden? Möge Gott dem Manne, der noch gerecht sein will, Lage des Glückes vom Himmel senden!“ Und es fanden sich Männer, die den Mut hatten, der Gerechtigkeit eine Waffe zu bahnen, die an die Spitze der kleinrussischen Bewegung traten. Unter Kosakenführern, wie Malinawko, Taras Bulba, Pawliuk, Ostranika und anderen brach seit 1637 in der Ukraine ein Aufstand nach dem anderen aus. Aber die polnische Regierung blieb jedesmal Sieger. Die Kräfte von Kleinrußland waren noch nicht genügend zusammengefaßt, um den Unterdrückern gewachsen zu sein, obwohl die Saporoger tatkräftigen Beistand leisteten. Mit fürchterlichen Greueln feierten die Pans jeden ihrer Siege, und Tausende von Kosaken flohen vor ihnen zum Sjettsch am Dnjepr oder noch weiter bis zu den Donschen Kosaken. Da trat in den vierziger Jahren ein Mann an die Spitze der kleinrussischen Volksbewegung, der der Aufgabe gewachsen war, alle verfügbaren Kräfte unter seiner Führung zum Kampf gegen die Pans zu vereinigen: Bohdan Chmelnyzki.

Chmelnyzki war nicht nur ein tapferer und energischer, sondern auch ein hochbegabter und — für einen Kosaken — hochgebildeter Mann. Er hatte die Tyrannei der polnischen Junker an eigenen Fleische zu spüren bekommen. Ein benachbarter Pan hatte ihm Unrecht zugefügt und ihn eingekerkert, seinen zehnjährigen Sohn öffentlich auspeitschen lassen, ohne daß es Chmelnyzki möglich gewesen wäre, sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Was ihm persönlich geschehen war, was seinen Landsleuten geschah, beherrschte seinen Kopf und sein Herz, als er Kosakenhetman wurde. Bald mußte er vor den Nachstellungen der polnischen Kronfeldherren Skonieczpolski und Potocki zu den Saporogern flüchten.

(Schluß folgt.)

Kunst, Klasse und Sozialismus.

Aphorismen von Lu Märten.

Nur in einer von Klassengegensätzen und materieller Abhängigkeit befreiten Welt der Künstler ganz er selbst sein, d. h. zugleich: ein reiner Künstler sein. Darum hängt das Interesse jedes echten und starken Künstlers aufs innigste mit den ökonomischen Triebfedern und Wurzeln der Gesellschaft zusammen.

Der historische Materialismus hat, indem er den Willen zu neuen Zielen auslöste — oder was in der Wirkung dasselbe ist — die Notwendigkeit der Entwicklung der wirtschaftlichen Gesetze nachwies — eine Umwälzung auch auf dem Gebiete der Kunst erkennen lassen.

Der neue Zukunftsgedanke der Menschheit ist zugleich die Seimat des neuen Künstlers. Wo Arbeiter und Wissenschaft die Wege dahin ebnen, wo einzelne Spitzen und Türme die junge neue Menschenstadt bezeichnen, da rauscht auch sein Flügel darüber hin. Nicht so, als ob er den Sozialismus nur im alten utopischen Sinne zu deuten müßte. Er kann wissenschaftlich sehr wohl erkennen, daß es sich beim Sozialismus zunächst um die Richtung handelt, in die das Proletariat gemäß seinem wirtschaftlichen Sein und dessen Erkenntnis in seinem geschichtlich notwendigen Kampfe gezwungen wird. Aber es liegt in seinem Wesen als Künstler — und es liegt im Wesen der Kunst — daß, sobald sie die ökonomischen und allgemeinen Kulturkämpfe und Ziele in ihre Gestaltung zieht, diese verdichtet, unter dem Geßel der künstlerischen Gestaltung utopisch erscheinen läßt. Aus den Tropfen das Meer zu ahnen, aus den Blüten den Wald zu wissen, aus dem Verlorenen wieder zu finden und aus Zersplittertem und Unbewusstem Ganzes und Bewußtes zu schaffen, gehört zur Wesenswirklichkeit des Künstlers. Und unbeschadet seiner wissenschaftlichen Erkenntnis wird er als Schaffender die Summe aller Erkenntnis nicht als Trümmer von Idealen, sondern als Bausteine eines wahrhaften gründlichen Ideals seiner Zeit und Zukunft zu fassen wissen.

Die Menschwerdung alles dessen, was Ökonomie, Philosophie und Kunst bisher als grundlegende Tendenz erkannt haben, wird für ihn die wesentlich künstlerische Aufgabe. —

Je mehr ein Künstler diese Tendenzen seiner Zeit und seiner Natur begreift, je mehr sie ihn zur Notwendigkeit und Ueberzeugung künstlerischen Schaffens werden, je mehr wird er unverstanden und vereinsamt in der gegenwärtigen Zeit stehen. Der Sänger oder andere Künstler einer heimatlosen Klasse wird ebenfalls heimatlos bleiben — ja trotz dieser Klasse und in ihr. Denn auf dem Wege ihres Kampfes um Kultur- und Bildungsmittel erwirbt sie erst die Organe, die sein Schaffen und Wesen neben seinem Wollen begreifen können.

Die Kunst des Proletariats wird sich unterscheiden von der Kunst des Sozialismus — wie die Kunst der Klasse von der des von ihr befreiten Menschen (Aufhebung der Klassengegensätze). Jene ist wesentlich beschreibend, erkennend und erfindend. Diese hat schon die Möglichkeit der größeren Unbegrenztheit des aufbauenden Gefundenen; sie hat die Unabhängigkeit der Phantasie von der bestehenden Wirtschafts- und Klassenwirklichkeit. Wird man Wesen und Formen der proletarischen Kunst einmal als *Kämpfende* bezeichnen müssen, so wird andererseits die Kunst des Sozialismus als *„Klassisch“* gelten können.

Es wird also hier — ähnlich wie auf ökonomischem Gebiet — die weitausblickendste Er-

kenntnis durch ihre Wichtigkeit erhärtet und ins Bewußtsein der Massen geleitet, auch die stärkste dauernde Wirksamkeit und damit Ruhe der Wirksamkeit haben.

Das Proletariat als Klasse der Gegenwart unterliegt gemäß seiner historischen Entwicklung einer geistig-seelischen Verelendung, deren Wirkung auch die Kunst unterliegt. In dem Maße, als ihm die Kunst als solche vor-enthalten, und fremd in ihrer Entwicklung und mannigfaltigen Stundgebung blieb, wirkte diese Tatsache als gefährlich und hindernd für das Verständnis derselben und selbst da, wo sie aus seinem Werden, Fühlen und Eigentümlichkeiten wurzelle und kam, wo sie aber gemäß ihrer eigentümlichen Bewegungsorgane nicht so sehr an den historischen Prozeß der proletarischen Klassenentwicklung gebunden, vielmehr deren Ziele und neue Differenzmöglichkeiten schon in ihr Bereich zieht.

Wie sich das Zutreffende des wissenschaftlichen Denkens nur in den Tatsachen beweisen läßt, so läßt sich das Berechtigte des künstlerischen Denkens objektiv überhaupt nur in seinem Reflex auf den Menschen, auf dessen Gefühl erweisen.

Die Kunst jedoch (wie der einzelne Künstler), hat je nach Kraft, Tiefe und Gestaltungssicherheit immer die Tendenz, ihre Wirklichkeit, ihr Schaffen und Denken — das eben auf künstlerischem Gebiet als künstlerische Erkenntnis gilt — auszudehnen. Aus diesem und dem schon vorhin erwähnten Grunde der Unempfänglichkeit der breiten Schichten erklärt sich die Isoliertheit gerade der kühnsten und reifsten Künstler. Unverstanden von den herrschenden Klassen, weil ihre Weltanschauung und Denken, das sich fast immer den Grundbegriffen der Freiheit und des Fortschritts als kongenial zuneigt — deren Interessen feindlich erscheint. Und ebenso mißverstanden oder fremd in ihrer künstlerischen Stundgebung erscheinen sie den Klassen, die ihrem Gefühl und Sinnen nach eigentlich zu ihnen gehören, die aber infolge ihrer unentwickelten seelischen und künstlerischen Organe nicht in diese Stundgebung einzudringen vermögen.

Auch die Kunst des Sozialismus wird in ihrer primitiven Regsamkeit näher und schneller ausgenommen werden, als in ihrer reiferen, reiferen und differenzierteren Entwicklung. So daß ihre ausgedehnte Wirklichkeit vielleicht erst dann ganzzeitig gewürdigt und begriffen werden kann, wenn die in ihr lebende Klasse sich als Klasse im proletarischen Sinne überwunden, ihre Existenz- und damit Kulturmöglichkeiten geändert und gehoben hat und damit den natürlichen Wesensorganen, der Kunst und des Künstlers, der seelischen Freiheit und Verfeinerung näher gekommen ist.

Das Mißverstehen einer Klasse und Zeit gegenüber dem künstlerischen Ueberwindungsprozeß ihrer Kunst und Künstler ist die durch die Geschichte sich fortwälzende Tragödie und Tragödie der Kunst und Künstler. Sie ist es um so mehr in einer Zeit, wo die Kunst als Kost der Anregung und Unterhaltung, nicht aber als Genuß und Mittel des Verständnisses der menschlichen Wesensbeziehungen gefordert und gepflegt wird. Den kapitalistischen Tendenzen auf diesem Gebiete rein und unvollständig nachzuspüren, ist Sache einer besonderen Untersuchung, ihre Wirkungen jedoch sind handgreiflich und sichtbar. Diese Wirkung demoralisiert nicht nur das Schaffen — weil die Freiheit des

Künstlers, sondern zugleich auch die der rezeptiven Elemente, des sogenannten Publikums.

Nehmen wir den noch weithin sichtbarsten Stumpfplatz der Kunst mit dem Menschen — die Bühne — so stellt sich hier dieser Stumpf nicht als solcher der Kunst und ihrer Mittel um die Liebe und das genießende Verständnis des Menschen, sondern, die „Kunst“ ist mehr und weniger willige Dienerin einer Zuschauertendenz — oder muß anders darauf verzichten, auf diesem Stumpfplatz Sieger, ja selbst nur achtungsvoller Gegner zu bleiben.

Die Zuschauertendenz, in der Kunst und vornehmlich im Theater, nichts anderes mehr als Anregung und Unterhaltungsmittel zu sehen, hängt vielleicht mit der Wirkung der doppelseitigen Tendenz zusammen, in die die kapitalistische Entwicklung die Theater und verwandte Institute gezwungen hat. Auf der einen Seite werden sie zu bloßen Profitunternehmungen, auf der anderen Seite haben sie noch das allgemeine Interesse und Empfinden der Klasse zu berücksichtigen, der sie gerade dienen; d. h. auf deren Publikum sie angewiesen sind.

So sehen wir die Regierungstheater neben der Kunst des Heroen- und Königsstoffs, hauptsächlich historische Stoffe bevorzugen, eine Kunst gänzlich gewandelter, und darum in dieser Form nicht mehr aufrüttelnder Probleme. So sehen wir andere Theater, deren Publikum sich näher als kleinbürgerlich charakterisieren läßt — auf einer möglichst unabhängigen Grenze von Kunst-erzeugnissen stehen bleiben: bei Themen, die wesentlich mehr einseitige psychologische Abstraktionen bieten, als gewaltiges allseitiges Menschentragen. Bühnen, auf denen ein Künstler wie Ibsen weniger verstanden als nervenjannend und unterhaltend empfunden wird. Reicht die wirkliche Kunst innerhalb der gezeichneten Grenzen nicht aus, so wird mehr und mehr eine Kunst gepflegt werden müssen, die in ihrer Form (Technik) im besten Fall glänzend ist, ihrem Inhalte nach bürgerliche und Profitideale mit all ihren seelischen Konsequenzen unerschütterlich läßt, und ihrer rein künstlerischen Tendenz nach zu Augenblicks-Unterhaltungskunst herabsinkt. Von hier aus begreift sich die Gewöhnung des Publikums, seine Gedankenlosigkeit und die Tyrannei derselben. Es will Unterhaltung, nicht ästhetischen Genuß, nicht Revolution des Denkens oder wenigstens die Anregung dazu. Nicht das Aussprechen dessen, was seine Zeit im Denken und Sehnen betastet — sondern den Genuß einer Zerstreuung, möglichst bekannten Unterhaltung über das, was es einmal so schön begriffen und erlebt hinter — oder in sich hat.

Eine wirtschaftlich und intellektuell niedergehende Klasse dokumentiert seine Geschichte und seine stagnierende Unfruchtbarkeit auch in seiner Kunstempfänglichkeit. —

So, wie die proletarische politische Mission sich in vielen Fällen eigene Tribünen schaffen muß, so wird es zunächst auch die Kunst des Sozialismus tun müssen. Sie hat in der gegenwärtigen Periode wenig oder gar keine Stätten, wo sie ihr Lied und ihre Stundgebung machtvoll erklingen und leben lassen kann. Die freien Bühnen und die Bildungsinstitute der Arbeiter sind nur ein kleiner Notbehelf in dieser Frage, und so hat die Kunst der Zukunft eine Resignation zu tragen, die weniger ihrer Entwicklung als ihrer Wirksamkeit als vornehmstes Bildungsmittel seelischer Kultur zum Schaden wird. —

Zensor Zeit.

**Strenger Zensor ist die Zeit,
Unverföhlich im Vernichten. —
Doch beharrlich stets bereit,
Echte Werte aufzurichten.**

**Alles, was sich spreizt und bläht,
Was an Ehr' sich dich gefressen,
Stempelt sie zum Schalkogerät
Und befiehlt es dem Vergessen.**

**Aber wo ein edler Geist
Großer Taten Spur gezogen,
Wäht sie ihm zu Ruhm und Preis
Des Triumphs arkad'schen Bogen.**

**Und wo einer stritt und litt
Für der Menschheit höchste Ziele,
Führt sie sein Gedächtnis mit
Als Parol' im Völkerspiele.**

**Götterglück und Erdennot
Mit dem Tod als Bundsgenossen. —
Ewig-Leben, Ewig-Tod
Sind in ihrem Schoß beschllossen.**

Ernst Kreowski.

Abchied der Heringsfischer. Es sind harte, verschlossene Männer. Ungelenk, schwerfällig, langsam in ihren braunen Segelstuckanzügen und plumpen Holzschuhen. Man merkt ihnen sofort an, daß sie sich nicht recht wohl fühlen auf dem Lande. Steht man sie dann im Boote, sind sie wie verwandelt. Sie sind dann geschickt, zupackend, flink. Wie sie an den Masten mit ihren schweren Holzschuhen die senkrechten Eisenleitern, die in die Mauer eingelassen sind, oder die schmalen, kurzen Treppenstufen hinauf- und hinunterkrabbeln, das ist erstaunlich. Im Boote selbst sind sie ruhig, vorsichtig, entschlossen. Sie fahren meistens mit Zweimastern aus. Es sind hauptsächlich die Fischer der bretonischen Nordküste, die den Heringsfang betreiben. Sie fahren hinauf bis nahe der Westküste Irlands — gerade wie die englischen Fischkutter bis nahe der französischen Bretagne und Normandie kommen. Die geringste Zeit, die man für eine Fahrt rechnet, ist acht bis vierzehn Tage. Es ist aber Brauch — oder vielleicht Vorschrift — daß die Boote mit Proviant für mindestens vier, meist aber sechs Wochen versehen sind. Denn dem Heringsfischer kann es passieren, daß er eine Woche lang und länger sich draußen aufhalten muß, sei es, daß Unwetter die Heimfahrt verbietet, sei es, daß der Fang so ist — so gut oder so schlecht — daß sich deshalb die Rückkehr verzögert. Die Heringe werden mit ungeheurer großen Netzen, die mehrere hundert Meter lang sind, gefangen. Es kostet eine gewaltige Mühe und Anstrengung, sie wieder einzuziehen, besonders wenn sie schwer von Fischen sind. Kraft und Vorsicht sind dazu erforderlich — und fast alle Mann an Bord, die zehn bis zwölf Mann, müssen dabei helfen. Die Arbeit geht in der schweigenden Weise vor sich, die alle Meerbewohner des Nordens an sich haben, die Bretoner aber ganz besonders üben. Zuweilen geschieht es, daß die Leine des Netzes reißt. Dann hat das Boot einen ungeheuren Verlust. Denn dann sind Netz wie Beute verloren. Heimgekommen, wird das Schiff sogleich ausgeladen, die Heringe kommen in die Räucherereien, Trocknereien und Salzereien. Dann ziehen die Fischer in ihre Dörfer, hummeln, rauchen, trinken. Kleider und Stiefel werden wieder instand gesetzt für die nächste Ausfahrt. Unterdessen werden die Netze getrocknet, nachgesehen und ausgebessert. Diese Arbeit besorgen meist Mädchen und Frauen, nicht selten unter Mithilfe von älteren Fischern, die nicht mehr ausfahren können. Die Heringsfischer verdienen gewöhnlich mehr als die Sardinenfischer, aber arm sind sie doch. Den Hauptverdienst hat natürlich der Unternehmer.

Wortfarg und hart wie die Männer sind auch die Frauen. Sie sind ganz ergeben in ihr Los. Was sie zu klagen haben, das findet sich selten im Wort, höchstens in der fertigen Weise des Gebetes oder des Liebes wissen sie dies auszudrücken. Ohne viel Gebarden und Reden geht der Abschied vor sich. In Bündeln bringen die Frauen das Letzte, was der Mann noch an Bord mitnehmen soll. Wäsche und Kleider, auch wohl eine Flasche Schnaps oder Cidre (Apfelwein), seltener Schwarz. Das Schiff ruft, das Meer ruft. Ein Blick und ein Händedruck, zwei, die sich gut sind, zwei die sich einander versprochen haben,

zwei, die sich böß geworden waren und sich im letzten Augenblick mit Blick und Händedruck verfühnen. Und die Mutter steht dabel mit schweigendem Einverständnis. Schweigend der Abschied von Mutter und Schwester, von Gattin und Kindern. Es ist allen so selbstverständlich. Nur manchmal, wenn der alte Fischeraberglaube noch geworden ist in einer Familie durch Zufälle und Zeichen, dann liegt auf der Abschiedsstunde ein Gewicht. Grusle, besorgte Mienen, wohl auch, kaum angedeutet, eine Mahnung. Dann hinaus ins Boot. Die Frauen mit den weißen Häubchen und dunklen, nonnenhaften Kleidern stehen am Strande und schauen zu, das Boot löst die Leine vom Ring der Mole, Bewegung auf dem Schiffe, rasch gehen die Segel hoch, das Steuer dreht, und hinaus ins Meer. Manchmal ein Lied, das übers Wasser gleitet, manchmal das Brausen des Windes und Donnern der Wellen, jeder Laut verschlungen im mächtigen Getöse, und pfeilschnell schießt das Boot hinaus ins Weite und taucht in den Nebel ein, der auf dem Meere lagert. Von den Höhen der Küste aus blickt man ihnen nach, wie sie im Grauen entgleiten. Kaum ein Wort. Kein Winken. Still und fest, die Alten, die daheim bleiben, die Frauen und Mädchen, die heimlich bangen. Und dennoch — sie heiraten alle Fischer, die aus Fischerfamilien stammen, und eine, die einen Bauern nähme, die würde die Verachtung treffen. Selten ist die Untreue. Stark ist die Liebe in allen zum Meere, das sie wohl fürchten, dem sie sich aber auch durch Unglück nicht abwendig machen lassen. Denn mancher, der leicht und vertrauend gegangen, hat draußen sein Grab gefunden und ist nicht wieder gesehen, und manches Boot, das mit stolzen Masten und Segeln hinausfuhr, ist auf den Grund gesunken. Aber der Sohn folgt dem Vater, und wie die Mutter geliebt, so liebt auch wieder die Tochter. Art bleibt bei Art. Hart und treu. —

Ein Bibelstreit zwischen Sozialdemokrat und Pfarrer.

Zu den heitersten Erinnerungen aus meiner vielseitigen agitatorischen Tätigkeit in Württemberg unter dem Sozialistengesetz gehört die Kontroverse über eine Bibelstelle, in die ich mit einem Pfarrer verwickelt wurde. In einem Bezirksstädtchen des Jagstkreises hatten die Genossen eine Wählerversammlung für die Landtagswahl ausgeschrieben, wozu ich als Referent bestimmt war. Außer den Arbeitern hatten sich auch viele Bürger und fast die gesamte „Honoratoren- und Beamenschaft“ eingefunden, aus Neugier, denn noch nie zuvor war ein sozialdemokratischer Redner dort aufgetreten. Das einstündige Referat konnte ohne Hindernis erstattet werden. Bourgeoisie und Bureaucratie waren sichtlich verbüßigt; nach den Schilderungen der Reptilienpresse, die damals ganz Deutschland versuchte, hatten sie sich unter einem sozialdemokratischen Agitator einen ruppigen Madaubruder vorgestellt und sich auf eine Brandrede und ezentrische Ansichten gefaßt gemacht, während die Rede stellenweise ihren eigenen Reihen zustimmende Ausrufungen entlockte.

Das aber wurnte einen antwesenden Pfarrer höheren Grads. Sofort nach Schluß der Rede erhob er sich, warf sich in Prädikantenposur und legte los mit einem Schwall salbungsvoller Theologenphrasen, die zur Tagesordnung pakteten wie die Faust aufs Auge, und zitierte schließlich den Bibelspruch: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott“. Als er fertig war, erbat ich das Wort zur Replik: „Ich kenne den Spruch ganz genau, er steht im Propheten Micha, Kapitel 6 (allgemeine Senfation, daß ein Sozialdemokrat so bibelfest), bedaure jedoch, dem ehrwürdigen Herrn Vorredner bemerken zu müssen, daß er den Spruch nicht richtig zitiert hat, denn es heißt nicht „Gottes Wort halten“, sondern „Recht tun“, und eben dieses: Recht und Gerechtigkeit, politisch und sozial, verlangt die Sozialdemokratie.“

Wielseitiges Händeklatschen bewies, wie sehr sich auch die Bürgerlichen darüber amüsierten, daß der Gottesmann so schön hineingelegt wurde. Dieser selbst war nicht wenig betreten und verhielt sich mäusehinstill. Und doch war er insofern nicht ganz im Unrecht, als er die Stelle nach der (falschen) Uebersetzung von Luther zitiert hatte; was übrigens nur ein Mißverständungsgrund war, da die Pfarrer auf der Unberständigkeit die Bibel im Originaltext studieren müssen. Daß die Worte im Original (asóth mischpát) „Recht tun“ bedeuten, darüber kann nicht der geringste Zweifel bestehen, wie denn auch sämtliche alte und neue Versionen übereinstimmen. Der ganze Abschnitt ist einer der freisinnigsten in der Prophetenliteratur. In der hübschen Form eines Dialogs zwischen Gott und dem Volk stellt der Autor der Frömmerei durch Opfer und sonstige Neuzerlichkeiten als wahre Frömmigkeit

Gerechtigkeit und Menschenliebe entgegen. Wie kam aber Luther dazu, so falsch zu übersetzen? Offenbar war ihm diese freisinnige Ansicht über Religion anstößig, zumal nach seiner Lehre der Glaube festig macht. Wenn Gerechtigkeit und Menschenliebe das Wesen der Religion ausmachen, so ist ja damit seine Lehre widerlegt. Daher erlaubte sich Luther eine *pia fraus* (frommen Betrug) und schmuggelte einen ganz anderen Sinn in die Stelle, ad maiorem Dei gloriam („zur größeren Ehre Gottes“) wie die Jesuitenformel lautet.

Ueber Erdbeben hatte man vor etwa 170 Jahren höchst sonderbare Vorstellungen. Astrologischer Aberglaube beherrschte noch zu sehr die Köpfe. Den Aspekten der Gestirne, d. h. ihrer scheinbaren Stellung zu einander legte man große Bedeutung bei. Alle Krankheiten, Krieg, Erdrevolutionen und sonstige Vorkommnisse machte man von den Aspekten abhängig. Besondere Macht wurde den Kometen beigegeben. Man sah sie insgemein als Vorboten eines Unglücks an, welches sie den Erdbewohnern andeuten sollten. Freilich fehlte es auch schon damals an Zweiflern hieran nicht. Als solcher offenbarte sich „Tharsander“, der Neuherausgeber eines von „Araophilo“ verfaßten „Allgemeinen sehr courieusen und immer währenden Haus- und Meißelkalenders“, der 1740 bei Ambrosius Haude in Berlin gedruckt und erschienen ist. Der Verbesserer und stoffliche Vermehrer dieses Kalenders bemerkt zunächst, daß im Bibelbuche nirgends die Kometen als „Boten des göttlichen Zornes über die Menschen“ bezeichnet seien und fährt dann fort: „Es kommt hinzu, daß die meisten Kometen von den allerwenigsten Menschen gesehen worden. Wie viele sind nicht schon in dem jetzt laufenden Jahrhundert erschienen, von welchen der gemeine Mann nicht einmal etwas weiß, und die nur durch etliche fleißige Astronomen sind observiert worden? Es läßt sich auch nicht aus der Erfahrung beweisen, daß auf die Erscheinung eines Kometen allemal ein großes Unglück erfolget sey. Man hat viele gesehen, die eben keine große Veränderung auf dem Erdboden gebracht haben. Und wenngleich auf die Erscheinung eines Kometen diesem oder jenem Lande ein Unglück begegnet ist, so hat es doch zu gleicher Zeit eine andere Nation oder Land nicht betroffen. Woher ist man aber gewiß, welche Land eigentlich der Komete angeht? Er stehet ja so hoch, daß ihn viele Länder und Städte zugleich sehen können. Ein jeder Ort, wo er gesehen wird, könnte ihn auf sich deuten.“ Gleichwohl glaubte man, daß die Kometen nicht bloß als Vorboten ansteckender Seuchen erscheinen, sondern daß sie auch auf Naturkatastrophen von Einfluß wären. So zeigten sie „gewissen Sturm und Wind“ an und gingen auch den Erdbeben voraus. Hinwiederum wurden die letzteren, besonders wenn sie „stark“ waren, „für Anzeigen der bevorstehenden Pest gehalten“. Ferner vermutete man ein Erdbeben, wenn „eine glühende feurige Wolke, oder ein großes in der Luft brennendes Feuer“ erschien, „wenn die Sonne ohne Wolken dunkel und finster“ wurde, „fast wie eine Finsternis“, oder auch, wenn die Sonne nach ihrem Untergang eine lange schmale Wolke etliche Abende nacheinander bei klarem Himmel hinter sich läßt“. Die Wolken spielen überhaupt eine gewisse Rolle. „So man eine schmale lange und weiße Wolke als eine Linie lange Zeit gegen Niedergang stehen siehet, so denke man, daß sich die Erde durch Nährung bewegen wolle. Versammelt sich der feuchte und dicke Dampf zu langen oder runden Wolken, die gerade in die Höhe stehen und sich hoch in die Luft erstrecken, wie Thürme, so ist da, wo solches geschieht, ein Erdbeben.“ Die Verklärtheit, an der sich dieses ereignen werde, läßt sich weiter daran erkennen, daß „das Wasser in denen Brunnen und Flüssen ohne wissenschaftliche Ursach unsauber wird und einen seltsamen Geschmack oder Geruch bekommt“. Auch hört man dort, „wo solche schädliche Erd-Spaltung oder Einsfall der Erden sein soll, zuvor ein Schallen, als wenn Rische brüllete, oder Wolf heulte, oder sonst ein Getümmel wäre. Es geschehen viel Erdbeben, die nicht eher aufhören, als bis ein schnell und langwährender Wind aus der Erden kommt; und welches Erdbeben sich nicht also endiget, das pfleget wohl sechs Wochen und bisweilen ein Jahr und darüber beständig zu sein.“ —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!